In freier Stunde

Sohr, der Knecht

Roman von Arno Franz

(16. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Demzufolge hatte er Geld und konnte zu Steuerterminen, Kindtaufen und plötzlich eintretenden Sterbefällen „aushelfen". Zu Hochzeiten gab er nichts her — prinzipiell nicht — denn er war selbst verheiratet, und zwar empfindlich. Bestimmt bedeutete er im Familien- und Wirtschaftsleben der Finkenschlager einen Faktor. Man brauchte ihn, und desterwegen (so sagen die Finkenschlager) war man großzügig und duldsam.

Die Kapelle, die sich der Schützenhauswirt seiner vornehmen Gäste wegen von auswärts verschrieben hatte, hatte das offizielle Konzert mit dem neuesten Schlager: „Still ruht der See, die Vöglein schlafen" Glock Vier beendet, um nun der jüngeren Generation zum Tanze aufzuspielen. Das — war so Brauch in Finkenschlag. Und während die Jungfräuleins mit ihren Kavalieren im Saale das verbrachen, was man heute tanzen nennt, hielt die alte Garde bei bitterdünnem Lagerbier treu und brav im Freien Stand.

Da reckten sich die Köpfe. Alle, ohne Ausnahme! Die der Reichen und die der Vermögenden! — Die Herren rückten die Krawatte gerade, und die Damen strichen sich die Kleider glatt. Und wem vom unverschnittenen Schnurrbart Bierschaum aufs weiße Vorhemd tropfte, wischte ihn weg.

Was war da los! Wegen irgendwem tat man das nicht. Nur Besonderes rechtfertigte die Erregung.

Und das Besondere kam: Frau Kaden betrat mit ihrem Söhnchen den Schützenplatz.

Zum Erntedankfest darf niemand fehlen, der über Pflug und Hacke verfügt. In diesem Brauch klingt aus vergangenen Jahrzehnten noch etwas herüber, das aussieht wie Zusammengehörigkeit und Familie. Man hätte es Frau Kaden sehr übel genommen, wenn sie nicht gekommen wär.

Herr Schultheiß Kröber wälzte denn auch schleunigst seine zweihundertzehn Pfund Körpergewicht mit Eleganz und Temperament der Gutsherrin entgegen und führte sie den Finkenschlager Damen zu, die sie beglückt und geehrt an die Tafel der Wohlhabenheit obenan setzten, während sich der Herr Schulheiß mit Händedruck und Dank für gnädiges Erscheinen verabschiedete — innerlich froh, wieder eine wichtige Arbeit getan zu haben.

„Blaß sieht sie aus," sagte die vom Hök zu der vom Platztor und die vom Platztor zu der vom Hök: „Es scheint ihr doch nahe gegangen zu sein, das mit dem Sohr und ihrem Jungen."

„Was ist denn gewesen mit den zweien?" fragte die Toni vom Schwabenhäußer, die von ihrem muffigen Alten nie eine Neuigkeit erfahren konnte, und Frau Fleischermeister Schulz — das Finkenschlager Tageblatt — radiote — ihre Wissenschaft. Aber nicht mit Lautsprecher! Wohlweislich.

„Der Sohr hat doch den Claus gesund gemacht. Dr. Steinitz hat's erzählt, und die blonde Möbiusen hat mir gesagt, er hätte ihn nur durch Sympathie geheilt. Denken Sie sich nur — durch Sympathie! — Wie der das bloß gemacht haben muß? Wie weggehext ist das Fieber gewesen."

„Und was hat sie denn dazu gesagt?"

„Bscht" machte Frau Schütz und winkte Schweigen, weil Frau Kaden am oberen Ende der Tafel auf die tuschelnden Frauen am unteren Ende aufmerksam geworden war.

Als aber Frau Schultheiß mit Frau Kaden ein Gespräch über Pflaumenmus begann, war die Luft rein, und Frau Fleischermeister Schulz brauchte sich ihr mitteilsames Herz nicht abdrücken zu lassen. Wie Wurstfett — weich und beißig — fuhr sie denn auch fort:

„Geweint hat sie und hat ihn wieder anstellen wollen, aber er hat nicht gewollt. Er hat ihr gar keine Antwort gegeben und hat sie stehen lassen. Der gibt doch nicht nach, der Dickkopf."

„Ein richtiger Nickel ist der schon," fühlte sich Frau Tütchen-Hoffmann bemüßigt, das Kraut fettzumachen. Die Schulzen mußten ja denken, bei ihr verkehrten überhaupt keine Leute, und sie habe gar nichts zu berichten. „Von dem können wir alle noch was erleben. Wenn er den Finkenschlagern was auswischen könnte, würde er's tun, hat er gesagt. — Ganz recht geschehen ist ihm, daß er fortgejagt wurde. Das hat er an dem Vogt verdient. Der arme Kerl hat immer noch keine Stelle. Und wie es der Sohr mit dem Hinzelmann hält, das ist doch eine Schande. Die beiden Stänker haben sich gesucht und gefunden." —

So urteilten die Suffragetten von Finkenschlag, die sich zwar weniger in Politik, dafür aber um so intensiver in Familiengeschichte betätigten und wie die Holzwürmer jeden noch intakten Leumund anknabberten. Und in dieses Idyll hinein klang ein Glockenton, dann noch einer, und mit einem Male schallte das ganze Geläute des Finkenschlager Turmes über die Ebene hin.

Noch bevor dieses Ungewöhnliche den Anwesenden völlig zum Bewußtsein gekommen war, fielen auch die Großsteinauer Glocken ein. — Wahrhaftig, da fing es auch in Seeberg an zu läuten und in Güntersleben auch.

Was bedeutete das?

Die Glocken läuteten schon seit Jahren nicht mehr zu Siegen, sondern über ihre eigentliche Bestimmung hinaus, nur noch zum Unglück.

Da erschallte ein Schrei: „Es brennt!"

Die Tanzmusik riß jäh ab, und im Nu herrschte auf dem Schützenplatz ein wildes Durcheinander. Vom Orte her hörte man auch schon das dumpfe schauerliche „Tuttut" der Feuerhörner, und über den Baumwipfeln stiegen dunkle Rauchwolken auf. Träge wälzten sie sich gen Osten.

Dr. Steinitz trat auf Frau Kaden zu. „Gnädige Frau, wenn ich nicht irre, hat Sie ein Leid getroffen," sagte der alte Herr teilnahmsvoll.

„Um Gottes willen, Herr Doktor," rief Frau Kaden erschreckt, „es wird doch nicht —"

„Ich glaube wohl. Die Richtung läßt keinen anderen Schluß zu."

„Auch das noch!"

„Darf ich Sie nach Hause geleiten?"

„Bitte! — Wo ist Claus?"

„Der wird, wie viele schon, vorausgesprungen sein." —

Als die beiden, der Doktor und Frau Kaden, an der neuen Brücke waren, die über den Steinbach führte, hatten sie freien Ausblick.

„Es ist schon so," sagte Frau Kaden mit würgender Stimme und schritt schneller zu.

Dr. Steinitz wies auf den Bach. „Und kein Wasser!"

„Wann kommt ein Unglück allein, Doktor! Nie, nie! Immer prasselt es wie Hagel auf mich nieder."

„Ein Glück noch, gnädige Frau, daß kein Wind geht."

„Wird was anderes kommen, was schlimmer ist wie Sturm."

Steinitz schüttelte den Kopf und ging schweigend neben ihr her. —

In den nächsten Minuten schon ratterte die Großsteinauer Wehr an Frau Kaden vorbei. „Mein Schwager?" schrie sie dem Kutscher zu. Der brüllte zurück: „In Berlin!" und raste weiter.

In ganz kurzen Zwischenräumen folgten die Wehren der anderen Ortschaften.

Was wollten sie mit ihren Spritzen? Das wenige Wasser speiste keine Pumpe.

Als Frau Kaden vom Garten aus den Hof betrat, hatten Feuerwehrleute und Ortsansässige schon eine Kette gebildet und nahmen mit Eimern den Kampf gegen die Flammen auf, die im Mittelgebäude, gerade über Sohrs einstiger Kammer, lodernd aus dem Dachstuhl schossen.

Hinzelmann humpelte ihr über den Weg. Sie sah ihn nicht. Er aber redete sie an.

„Gnädige Frau. Claus ist mit der Mamsell bei mir. Sohr hat ihn hinübergetragen und dann die Mamsell nachgeschickt. Das Vieh ist auch in Sicherheit. Wir haben es in die Nachbargärten verteilt."

„Und Sohr?"

„Der muß hier auf dem Hofe sein."

„Dank Euch, Hinzelmann. — Wenn Ihr ihn seht — ich laß ihn zu mir bitten."

„Schön, Frau Kaden" — und der Alte humpelte weiter.

Sohr stand an eine Wand gelehnt und sah, die Hände in den Taschen, dem unheimlichen Wirrwarr und kopflosen Beginnen der Menschen, die durcheinander rannten, riefen und schrien und die unsinnigsten und zwecklosesten Dinge taten, zu. Kein Wille leitete das Ganze. Nirgends war auch nur ein Deut von Organisation und Disziplin. Es war Sohr, als ob die Flammen kicherten zur Ohnmacht und Kopflosigkeit der Menschen. Sie tanzten weiter ihren güldenen Reigen, und Funken — gleich winzigen Sternlein — stoben zum Himmel in dicken Bündeln geradeauf, um sich weit droben wie der Strahl eines Springbrunnens zu zerteilen und als goldener Regen zur Erde zu rieseln. Ununterbrochen!

In Sohrs Nähe standen der Schultheiß und der Gendarm. Voigt, der sich wie ein Wilder betätigte, trat einen Moment verschnaufend zu ihnen und wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn.

„Dem scheint das Spaß zu machen," sagte er zum Schulzen und zeigte auf Sohr, „steht da und rührt keinen Finger. Als ob ihn das hier gar nichts anginge."

„Der Herr scheint nachträglich zu sein, mein lieber Voigt", sagte Kröber. „Man kann eben keinen Menschen zwingen zu helfen."

„Aber aufpassen kann man auf ihn," entgegnete Voigt, „dazu dürfte Veranlassung sein," und mischte sich wieder in das Menschengewühl.

Die beiden blickten sich ratlos an. — Aufpassen? — Ja, richtig! Alles Geschehen hatte ja seine Ursache. Und sie fingen an zu verstehen.

In diesem Augenblick trat Frau Kaden zu Sohr, der aus Schauen und Denken aufschreckte.

„Gesehen, wie er zusammenfuhr?" fragte der Gendarm den Schulzen, und dieser nickte.

Und Frau Kaden sagte leise und eindringlich zu ihrem einstigen Knechte, der ihr vor Tagen kaum so bitter weh getan: „Sohr, können Sie das ruhig mit ansehen, ohne zu handeln? Sie, Sohr?"

„Was, gnädige Frau?"

„Dieses Durcheinander, dieses Chaos, diesen Unfug? Die Leute quälen sich und plagen sich die Haut von den Händen. Und doch frißt das Feuer weiter von Minute zu Minute."

„Mag es! Um die Baracke ist es nicht schade."

„Wie war das, was Sie jetzt sagten?" fiel da der Schultheiß ein, der sich mit seinem Trabanten näher an die Zwei herangestellt hatte.

Unwillig warf ihm Sohr die Antwort hin: „Das geht Sie einen Dreck an! Bekümmern Sie sich um ein vernünftiges Kommando hier auf dem Hofe und lassen Sie mich in Ruhe." — Und zu Frau Kaden gewendet, fuhr er fort: „Dieser Mittelbau ist nicht zu retten und, wie gesagt, ist es nicht schade um ihn. Zwischen den beiden Flügeln sieht er aus, wie ein vergrämtes Gesicht. Den soll man brennen lassen, wenn man das Ganze retten will."

„Sehr gut," sagte der Gendarm, und Kröber lachte.

Frau Kaden hatte Sohrs Worte überdacht. Sie fand sie richtig. — „Das sollte den Leuten aber gesagt werden," stimmte sie zu, doch Sohr zuckte die Achseln.

Tief blickte er ihr in die Augen, in das Herz blickte er ihr, als er erwiderte: „Ich habe hier nichts zu sagen, gnädige Frau, und habe auch nichts zu befehlen. Das steht nur Ihnen zu."

Da senkte Frau Kaden den Blick zur Erde, und eine Blutwelle übergoß die bleichen Wangen mit einem dunklen Rot. Leise zitterte es von ihren Lippen: „Befehlen Sie, Sohr. Bitte — bitte — befehlen — Sie — über — alles."

Und da er nicht antwortete, hob sie die Augen zu ihm auf und sagte: „Ich — ich — habe Sie darum gebeten, Sohr."

Mit einem Sprung, wie ein Panther ihn tut, war er mitten unter den Menschen, und wie eine Fanfare gellte sein Ruf: „Halt!"

Die Hände ruhten. Die Menschen schwiegen, nur die Flammen knisterten und knackten im Gebälk, und die Kühe in den Grasgärten hinter dem Gehöft, brüllten angstvoll herüber.

„Im Namen der Herrin," tönte es in die Stille, „für die ich die Verantwortung trage, sage ich euch folgendes: Ihr müht euch nutzlos! Wenn ihr eure

Kräfte weiter verschwendet, stehen in einer Stunde auch beide Seitenflügel in Flammen. — Laßt den Mittelbau brennen! Trennt ihn von den Seitengebäuden, indem ihr eine Gasse bahnt zwischen beiden. Das ist nötiger als alles andere. — Die nicht Wehrleute sind — zurück! Nur diese arbeiten. — Die Finkenschlager an die linke Seite, die Steinauer an die rechte. Ziegel runter! Mit Sägen und Beilen die Sparren und Balken entzwei. Das Fachwerk eingeschlagen! Alles Brennbare in den Hof oder Garten geworfen. Bevor die Flammen den ganzen Mittelbau ergriffen haben, müssen wir fertig sein. — So, nun bannen wir das Feuer auf seinen Herd. — Die übrigen Wehren sollen im Steinbachbette Löcher graben und einen Staudamm bauen. Wir brauchen Wasser — viel Wasser. Wir brauchen es aber nicht zum Löschen, wir brauchen es zum Schützen des Unversehrten. — Und dann, Leute, noch eines. Nur einer befiehlt! Hört ihr? Nur einer! — Herr Brandmeister Nöll aus Güntersleben hat das Kommando. — Los!"

Kein Wort! Kein Widerspruch! Kein Besserwissen! Man beugte sich seinem Willen! Schweigend gingen die Wehren an die Arbeit.

Nur eine Stimme rief aus der Menge heraus: „Ihm schlägt das Gewissen, dem —," aber eine andere schnitt ihr das Wort ab: „Recht hat er! Halt's Maul!"

Voigt war es gewesen, der gerufen hatte und Nöll, der ihm den Mund verbot.

Sohr hatte beide nicht gehört, denn er saß schon auf dem Dachfirst und riß Ziegel auf Ziegel herunter und arbeitete, bis ihm das Blut von den Händen troff und das Hemd in Fetzen vom Leibe hing.

„Befehlen Sie — über alles. Ich habe Sie gebeten!" — Wie ein Rausch war es in ihm und über ihm.

Und vom Herrenhause aus sah eine Frau nach dem brennenden Gebäude hinüber und sah von allem nur den einen! Sah nur den, vor dem sie das Haupt geneigt und die Augen zur Erde gesenkt — den sie gebeten hatte.

„Nun habe auch ich meinen Willen und meinen Stolz dahingegeben an dich — dich einzigen. Und du hast ihn nicht verschmäht."

Und sie war das erstemal von Herzen wahrhaft froh seit vielen Jahren.

Voigt suchte den Schulzen. Er fand ihn vor dem Tor in Gesellschaft des Gendarmen und Hannjörg Hinzelmann. Das sah wie Befragung aus, da störte man besser nicht. Im Vorbeigehen hörte er aber Hinzelmann sprechen: „Er hat ja genug Feinde. Ebensogut könnte man sagen, daß Sie es oder der Herr Wachtmeister gewesen seien." Und Voigt drehte sich kurz um.

„Den," sagte er und zeigte auf Hinzelmann, „können Sie totschlagen — von dem erfahren Sie nichts. Das ist schon eine sehr dicke Freundschaft zwischen ihm und dem anderen. Vielleicht aber führt das auf die Spur," damit übergab er dem Schulzen ein Feuerzeug und eine Brieftasche. — „Das fand ich am Tatort."

Hinzelmann wurde kreidebleich. „Sohrs Brieftasche," stieß er gurgelnd heraus, und Voigt setzte hämisch hinzu: „Nicht wahr, das ist sonderbar! — Uebrigens sein Feuerzeug ist's auch."

Der Schulze hielt es Hinzelmann hin: „Kennen Sie es?"

„Es gehört ihm. Das große „S" ist auch auf seinem Zigarettenetui eingraviert."

Da erlaubte sich der Gendarm zu erinnern: „Es dürfte wohl unerläßlich sein, Herr Schulz, daß wir ein Protokoll aufsetzen," und der Schulz nickte.

„Kommen Sie mit," befahl er den beiden, und die vier Männer gingen die Dorfstraße entlang, dem Gemeindeamt zu. Sogar Hannjörg Hinzelmann mit seinen alten lahmen Beinen hielt Schritt.

In der Amtsstube knipste Schultheiß Kröber das elektrische Licht an — es war doch schon dunkel geworden — dann setzte er sich auf den kurulischen Sessel, während der Gendarm ihm gegenüber schreibbereit Platz nahm.

Zunächst wurde Hinzelmann vernommen.

„Wo haben Sie sich nachmittags aufgehalten?"

„Im „Weißen Roß"!"

„Von wann bis wann?"

„Von zwei bis — bis —." Er wußte die Zeit nicht und suchte nach einer Umschreibung. (Fortsetzung folgt)

Unentschieden in Ragusa

Erzählung von Konrad Seiffert

Die Placa Kralja Petra war ganz leer. Niemand ging über ihre Steinplatten, die in der Sonne weiß leuchteten. An den Wänden der Häuser stieg flimmernd die Hitze hoch. Es war still. Aus der nur angelehnten Tür von Sveti Blaho wehte ein leichter Geruch von Weihrauch und von brennendem Wachs zur Terrasse hin, auf der Werner saß.

Werner döste. Alle zehn Minuten sah er nach der Uhr und stellte fest, daß die Zeit nur kroch, daß er aber nun doch das Mittagessen versäumt hatte. Er blinzelte über den Platz hin, nahm sich vor, aufzustehen und sich zusammenzureißen. Aber die Hitze lähmte ihn.

Da kam eine Frau aus einer Gasse, die auf die Placa Kralja Petra münden. Werner sah ihr schwarzes Haar unter dem kleinen hellen Hut, die gelbe Seide des Kleides, das ihr eng um Hüften und Rücken lag, ihren braunen Nacken, ihre braunen Arme. Er starrte ihr nach.

Es schien Werner, als sehe sie sich um, als bleibe sie einen Sekundenbruchteil lang stehen, mitten auf dem Platz — als lächle sie, als nicke sie ihm zu. Und dann trat sie in den schmalen Schatten an der linken Platzseite.

Werner fragte sich: Hat sie sich wirklich umgedreht? Hat sie mir wirklich zugelächelt? Er war aufgestanden, ging jetzt die Stufen hinunter und kreuzte schnell den glutheißen Platz. Nun dicht vor der Porta Pile, sah sich die Dame wirklich um, sie lächelte Werner wirklich zu und schritt die Stufen im Tor hoch. Draußen stand ein Auto; zu dem ging die Dame.

Am Steuer dieses Wagens saß ein Mann, ein Koloß. Das Fett seines Gesichts zitterte, als die Dame sich dem Wagen näherte, er grinste, zeigte seine breiten Zähne, öffnete den Wagenschlag. Werner sah den schwarzbehaarten Rücken seiner Tatze. Die Dame sprach ein paar Worte mit dem Dicken, sie stieg ein. Die Tatze des Mannes lag klobig und dunkel auf der Tür des Wagens, sie schmetterte die Tür ins Schloß.

Der Wagen fuhr dicht an Werner vorbei. Der starrte in das Gesicht der Dame, das braun und schmal war. Sie hatte die Augen halb geschlossen. Sie sah nicht auf. Sie sah Werner nicht. Und doch fühlte der, daß ihr Blick an ihm hinunterglitt. — Einen Augenblick später saß Werner in einem der auf dem Platz stehenden Kraftwagen und ließ sich durch die Mauernschlucht fahren, hinter dem Wagen her, in dem die Dame saß.

Draußen, vor der Porta Ploce, kam der verfolgte Wagen in Sicht. Er bog in den unteren Weg ein, nach rechts; er verschwand im Tor einer Villa, das schnell hinter ihm geschlossen wurde. Etwas enttäuscht ließ Werner halten, ging an einer endlosen Gartenmauer entlang, die hoch und an ihrem oberen Rand mit Glasscherben gespickt war. Kein Name stand über dem Handgriff der Klingel. Nichts war zu sehen. Aber, dachte Werner, ich weiß nun wenigstens, wo sie wohnt, — vielleicht hat sie mir wirklich zugelächelt.

Am Abend saß Werner auf der Hotelterrasse. Mit der Kühle kam ein leichter Geruch von Seetang und Fischen vom Meer her. Der Mond stand mit halbem Gesicht übers Wasser. Da sah Werner die Dame zum zweitenmal: sie stieg am Arm des Dicken die Stufen hoch. Beide nahmen an einem Tisch Platz, der nicht zehn Schritte von Werner entfernt stand. Die Dame hatte ihn erkannt, er fühlte es. Aber sie sah über ihn hinweg.

Werner stellte mit leisem Unbehagen fest, daß der Dicke sich sehr um sie bemühte, daß er auf sie einsprach, sie breit und laut anlachte. Dabei bewegten sich in seinem Genick, über dem Weiß des etwas zu engen Kragens, zwei rosige Fettwülste, und das massige Gesicht des Mannes zitterte bei jedem Wort, das er sprach. Die Frau antwortete nicht, sie sah vor sich hin oder zum Meer. Sie nippte nur an dem Getränk, das vor ihr stand. Sie saß fast unbeweglich. Der Dicke tat ihr seine behaarte Tatze

auf die Schulter; sie lag auf der hellen Seide wie eine vollgefressene schwarze Spinne.

Etwas später kam ein zweiter Mann zum Tisch. Der war ebenso dick wie der erste. Er gab der Frau die Hand, sie reichte ihm die Fingerspitzen. — Die Männer sprachen, die Zigaretten im Mundwinkel, wild und laut, ihre riesigen Hände fuhren erschreckend schnell hin und her, auf und ab, sie kramten Zettel, Notizbücher und Formulare hervor, bedeckten den Tisch damit, schrien sich gegenseitig an, schrieben, rechneten, beugten sich über den Tisch, flüsterten sich etwas ins Ohr, lachten dröhnend.

Die Frau saß zwischen ihnen, schlank, schmal, braun, das Licht der Lampen glänzte auf ihrem schwarzen Haar. Manchmal sah Werner ihr Profil. Manchmal, wenn die Männer sich an die Gurgel zu fahren schienen, glitten ihre Augen über die Terrasse. Manchmal war es Werner, als suche sie ihn, als sehe sie sich nach Hilfe um. Manchmal schien es ihm, als weine sie leis, hoffnungslos, als bebten ihre Schultern. Dann aber wieder saß sie aufrecht da, ganz ohne Bewegung, mit erhobenem Kopf.

Als die drei die Terrasse verließen, stand auch Werner auf. Ganz dicht schritt die Frau an ihm vorbei. Sie sah ihn nicht an. Aber Werner war fest überzeugt davon, daß sie ihm jetzt wirklich zunickte. Er ging hinter den dreien her. An den Stufen stand der Geschäftsführer, der seine tiefste Verbeugung machte. Werner kannte ihn. Wer die Dame sei, fragte er.

Das sei Frau Dragutin, die junge Frau Dragutin und ihr Mann, sagte der Geschäftsführer, der Holzhändler Dragutin, Stammhaus in Agram, Filiale, Verladeplatz in Susak.

Es war Unsinn, daß Werner mitten in der Nacht hinter der schönen Frau Dragutin herlief. Er sah die drei vor sich gehen, er hörte das laute Gespräch der beiden Männer, und er sah die schmale Gestalt der Frau zwischen ihnen. Sie schlossen das Tor auf, hinter dem am Mittag das Auto verschwunden war. Eine Tür wurde knallend zugeschlagen, irgendwo auf der anderen Seite der hohen Mauer. Dann war alles still, bis auf das Schmatzen des Wassers unten in den Uferhöhlen. Werner ging langsam zurück zur Stadt.

An vielen Stellen der Stadt wartete Werner noch zwei Wochen lang auf die schöne Frau Dragutin, die ihm — vielleicht — zugelächelt und zugenickt, die sich nach ihm umgesehen hatte, der er nachgelaufen und nachgefahren war. Er sah sie nicht mehr. Er verließ Ragusa.

Als er abreiste, war er fest davon überzeugt, daß diese Frau unglücklich war, und daß sie darauf wartete, befreit, erlöst und erobert zu werden. Es stand fest für ihn: sie hat auf deine Hilfe gewartet! Er hatte ein Spiel begonnen in Ragusa, das ein Abenteuer, ein schönes Abenteuer hätte werden können. Dieses Spiel war unentschieden geblieben. Ja, es war nicht einmal begonnen worden. Durch seine Schuld.

*

Ein Jahr nach seiner Dalmatienreise, im Sommer, überfiel Werner der Gedanke an die schöne Frau Dragutin wie ein Fieber. Er spürte die Glut über den Steinplatten der Placa Kralja Petra, er sah die Hitze flirrend an den Häuserwänden hochsteigen, sah die Tauben über Sveti Blaho kreisen, sah die Frau über die Steine des Platzes gehen, sah, wie sie sich nach ihm umdrehte, wie sie ihm zulächelte und zunickte, er roch den Duft ihres Parfüms und sah ihr kurzgeschnittenes Haar, das wie eine enge Kappe aus schwarzem Samt um ihren Kopf lag.

Nein, diese Frau ging ihn nichts an. Aber das unentschiedene Spiel? Das kaum begonnene Spiel?

Werner fuhr in diesem Sommer in die bayerischen Berge. Zu München, auf dem Hauptbahnhof, sah er ein großes farbiges Plakat: Ragusa, an die Adria geschmiegt, Zypressen, Agaven, Bläue, silbernes Meer, tiefdunkles Grün. Und er sah davor die rufenden Augen der schönen Frau Dragutin. Eine Stunde später saß er im Zug nach Dalmatien.

Werner sah die Frau Dragutin. Sie war schön, schöner noch als im Vorjahr. Ihr Haus in Ploce war voll von Gästen. Sie lachte und sang und schien sich sehr wohl zu fühlen. Ihr Gatte war dick, noch dicker als im Vorjahr. Vier Wochen lang sah Werner die schöne Frau. Sie ging oder fuhr oft dicht an ihm vorüber, denn Ragusa ist klein, und man trifft jeden, den man treffen oder nicht treffen will. Sie sah ihn nicht. Sie nickte ihm nicht zu. Sie lächelte ihm nicht zu. Sie schien ihn nicht zu kennen.

Es war also eine Täuschung, sagte sich Werner, ich habe mir das alles nur eingebildet, sie hat mich nie gesehen! — Das Abenteuer? Das unentschiedene, kaum begonnene Spiel? Ach, Werner erkannte ganz klar, daß hier nichts zu gewinnen war. Der Partner, der Gegner fehlte.

*

Es war komisch: als er Ragusa verließ, war er froh und befriedigt. Er wußte, daß die großen dunklen Augen der schönen Frau Dragutin ihn nie mehr locken würden. Er dachte öfter an sie. Aber dann lächelte er. Und er schämte sich ein wenig und wußte kaum noch zu sagen, was ihn eigentlich dazu gezwungen hatte, zum zweitenmal nach Ragusa zu fahren.

Tugend muß leiden

Heitere Kriminalskizze von Hermann Ebbinghaus

Der Tatbestand schien einfach. Viel zu einfach! Das war eben der Haken bei der Sache!

In der einsam stehenden Villa des Fabrikbesitzers Häberlein war nachts eingebrochen worden, in einer Zeit, während der er sich mit seiner Familie, fern vom Wohnort, seines Urlaubs erfreute. Durch Herablassen aller Fensterläden und durch vorzeitige Berichte seiner Frau und der Mädchen in allen Geschäften der Umgebung waren die Herren Verbrecher freundlichst darauf aufmerksam gemacht worden, daß dieses Haus zurzeit vollkommen unbewacht und verlassen sei. Es handelte sich um einen klaren Einbruchsdiebstahl, nach der Arbeit zu schließen offenbar von einem einzelnen Mann ausgeführt — und zwar mit großer Umsicht, denn es waren keinerlei Spuren hinterlassen worden, weder vergessenes Werkzeug oder verlorene Hosenknöpfe noch Fingerabdrücke oder sonstige Visitenkarten. Dafür aber schien der Einbrecher alles, aber auch alles mitgenommen zu haben, was von einigem Wert und transportabel war, — und so mußte sich denn wohl unter seinen Werkzeugen auch ein mittelgroßer Handwagen befunden haben, um so viele Dinge auf einmal hinwegführen zu können.

Die beiden Revierpolizisten Grantlinger und Huber, die zuerst am Tatort erschienen, sahen das alles nach gründlicher Untersuchung. „Er kann was, der Halunke! Und er ist ein sorgfältiger Arbeiter! Wenn wir den noch erwischen, fresse ich meinen Hut!" sprach Grantlinger, — denn er las mitunter amerikanische Kriminalgeschichten, und die Sache mit dem Hut hatte sich ihm tief ins Herz gegraben.

„Wir müssen warten, bis der Chef kommt!" konnte Huber als einziges entgegnen. Und damit hatte er nicht nur recht, sondern es entsprach auch der Dienstvorschrift.

Der Chef kam bald. Ein forscher und energischer, gescheiter junger Mann, dem so leicht nichts entging und dessen glanzvoller Aufstieg nur deshalb gefährdet schien, weil er sich von seiner Phantasie des öfteren zu romantischen oder grotesken Vermutungen mit Feuereifer hinreißen ließ. Hier witterte er es gleich: diese Sache war schwierig! Diese Sache lohnte der Mühe und konnte ihm Lorbeeren eintragen! Und so stürzte er sich denn mit begieriger Freude in seine Arbeit.

„Auch den Keller schon durchsucht?"

„Natürlich, Herr Kommissar!" antwortete Huber. „Durch das zweite Kellerfenster der Hinterfront, von links aus gezählt, ist der Mann eingestiegen. Im Keller selbst hat er alle Schränke geöffnet, aber augenscheinlich nichts mitgenommen. Die Wertgegenstände lagen ja auch alle im Hause selber."

„Kommen Sie!" sagte Kommissar Schmitt und stieg mit Huber in den Keller hinunter. Es war genau so, wie der Beamte berichtet hatte.

„Die Kohlenecke! Der Kartoffelschrank! Der Obstschrank! Der Weinschrank! Einen Augenblick mal, Huber! Der Weinschrank!"

Und mit Zielbewußtheit prüfte der Kommissar die stattlichen Reihen der auf den Lagerregalen versammelten Flaschen. Vorsichtig nahm er die eine oder die andere heraus und studierte Wachstum und Jahrgang. „Oppenheimer 1921! Hm! Hm! Hm! Wie? Wie? 1911er?! Und hier! Achtzehnhundertund — — Kommen Sie, Huber! Wir nehmen Grantlinger auch mit! Ich glaube, wir können zur Verhaftung schreiten!"

„Aber, Herr Kommissar!" stammelte Huber erschrocken.

„Ja, kommen Sie nur! Mehr als fehlschlagen kann's ja auch nicht!"

Und so wanderten sie denn zu dritt, ein fiebernder Kommissar und zwei ungläubige Polizisten, zu der kleinen Vorstadtkneipe in der Nähe, in der ab und an ein schwerer Junge saß, der gerade mal nichts auf dem Kerbholz hatte, und seinen Schnaps oder sein Bier oder seinen Schoppen Wein trank. Der „Bunte Rock" war zu dieser Stunde halb voll Menschen und ganz voll Rauch. Ein lautes und fröhliches Stimmengewirr scholl ihnen entgegen. Zwischen all den lärmenden Zechern aber saß auch ein etwas stillerer Mann, der einen erstaunlichen Anblick bot. Denn er allein trank in diesem Lokal eine Orangenlimonade. Und auf diesen nun schritt der Kommissar Schmitt mit festen Schritten zu und sprach: „Emil Rückle! Wo haben Sie das Diebsgut aus dem Einbruch in der Villa des Fabrikanten Häberlein, den Sie heute nacht begangen haben?"

Mit einem Ruck und erbleichend fuhr Emil Rückle, genannt der „Limonadenheinrich", hinter seinem milden Getränk in die Höhe. „Wie — wie — wie haben Sie das nur so schnell 'rausbekommen, Herr Kommissar?"

„An Hand des Weinkellers, mein Lieber! Wer sich solche Jahrgänge genau und ungestört anschaut und alle liegen läßt, der muß ein überzeugter Antialkoholiker sein! Emil Rückle, ich erkläre Sie für verhaftet!"